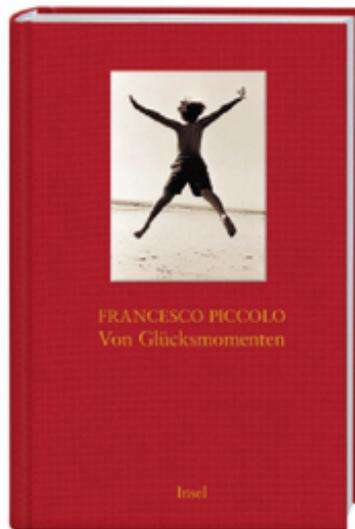


Insel Verlag

Leseprobe



Piccolo, Francesco
Von Glücksmomenten

Aus dem Italienischen von Birte Völker

© Insel Verlag
978-3-458-17536-0



»Francesco Piccolos *Von Glücksmomenten* ist ein Katalog des Alltäglichen, von einem erzählenden Ich, das lügt, scherzt, feierlich wird, etwas ausplaudert, alles zurücknimmt . . . und double-parking praktiziert. Sein Buch fasziniert – wie alle Kataloge, Verzeichnisse und Listen . . .« *L'Unità*

»Die hier aufgereihten Glücksmomente im Alltag entstehen aus der Kunst, sich selber zu erkennen – so wie man ist. Sich zu akzeptieren, nicht weil man sich bedingungslos großartig findet, sondern im Gegenteil, weil man gerade über die Mängel und Schwächen einen Schlüssel zu sich selber in die Hand bekommt.« *La Repubblica*

Es sind Freudenblitze, flüchtig intensive und respektlose Vergnügen *all' italiana*, auch Schwächen und kleine peinliche Geheimnisse, die Francesco Piccolo mal kurz, mal länger aufgezeichnet, beschrieben, erzählt hat. *Von Glücksmomenten* – der Bestseller aus Italien – setzt sich aus einem Mosaik römischer Zerstreungen und Erlebnisse, kleiner Alltagsrituale unterhalb der Wahrnehmungsschwelle zusammen: ironisch, gemein, erstaunlich, beglückend.

Francesco Piccolo, geboren 1964 in Caserta, lebt in Rom. Von seinen Büchern erschien auf Deutsch der vielbeachtete Roman *Vorbeigeliebt oder Wenn ich wirklich dabei war, hab ich geschlafen*. Mit *Von Glücksmomenten* war der Autor wochenlang auf den italienischen Bestsellerlisten vertreten. Piccolo schreibt außerdem Drehbücher für Film und Fernsehen.

Francesco Piccolo
Von Glücksmomenten

Aus dem Italienischen
übersetzt von Birte Völker

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Momenti di trascurabile felicità* im Verlag Einaudi in Turin.

© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Berlin 2012

© 2010 by Francesco Piccolo.

First Italian edition Giulio Einaudi Editore.

This edition published by arrangement
with Rosaria Carpinelli Consulenze Editoriali srl.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2012

ISBN 978-3-458-17536-0

I 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Von Glücksmomenten

Ich ertrage all die nicht mehr, die mich auch nur im Geringsten langweilen und mir auch nur eine Sekunde meines Lebens rauben.

Goffredo Parise

für Camilla

Mittwochs oder manchmal auch früher lese ich in der Zeitung im Lokalteil von Rom die Ankündigung eines Films, auf den ich bereits gespannt war. Daneben steht: »ab Freitag«. In dem Wissen, dass am kommenden Freitag ein Zeitraum beginnt, in dem ich mir den Film bald, an irgendeinem Abend, ansehen werde, falte ich die Zeitung zusammen. Ich weiß noch nicht wo und wann. Aber anschauen werde ich ihn.

Der Freitag kommt und geht vorüber. Das erste Wochenende steht überhaupt nicht zur Diskussion. Sonst würde auch die Vorfreude zu kurz ausfallen; außerdem gehen alle am ersten Wochenende.

Ich warte.

Die Woche darauf informiere ich mich täglich, in welchem Kino und um wie viel Uhr der Film läuft, ob in der Nähe oder in meinem Lieblingskino, und ich wäge sowohl den Kinosaal als auch die Straße ab und, wenn ich ehrlich sein soll, sogar den Bürgersteig, wo ich hinterher jemanden nach einer Zigarette fragen werde, die ich dann langsam und genüsslich rauche, während ich an den einen oder anderen Dialog aus dem Film denke. Am Ende suche ich mir sogar den Bürgersteig aus, auf dem ich nach dem Film die Kippe austreten werde. Wahrscheinlich werde ich allein zur ersten Vorstellung gehen oder in Beglei-

tung abends um halb neun oder – noch besser – ich werde nach dem Abendessen gehen, einen Freund fragen, ob wir uns etwas früher treffen und noch eine Runde um den Block spazieren wollen, um dann die letzte Vorstellung zu besuchen.

Dann warte ich. Und warte. Und denke: Nächste Woche gehe ich.

Woche für Woche beobachte ich, wie die Kinos wechseln und es immer weniger werden. Dabei weiß ich ganz genau, dass ich ab kommenden Donnerstag das Zittern kriege, weil es ihn am nächsten Tag eventuell nicht mehr gibt, den Film. Doch dann gibt es ihn noch, zum Glück, allerdings in ein kleines Kino oder an den Stadtrand verbannt, wie in einer langsamen Agonie, die deshalb nicht endet, weil er noch auf mich wartet. Jetzt ist er weiter weg, es wird schwieriger, aufwändiger; und härter, jemanden zu finden, der ihn noch nicht gesehen hat.

Erst jetzt lasse ich mich von einer neuen, heimtückischen Idee verleiten, und während sie mir im Kopf herumschwirrt, habe ich bereits den Entschluss gefasst, sie auf alle Fälle in die Tat umzusetzen – völlig sinnlos, aber ich kann nicht widerstehen.

Ich werde nicht gehen.

Scharrend werde ich den letzten Tag abwarten, einen Donnerstag, weil ich weiß, dass er am nächsten Tag verschwunden sein wird, werde alle Leute anrufen, die ich kenne, und ihnen sagen, dass man vielleicht doch noch gehen sollte, ist schließlich die letzte Gelegenheit, während ich andererseits die gute

Ausrede habe, es nicht mehr rechtzeitig zu schaffen, falls tatsächlich einer Zeit haben sollte.

Dann lasse ich ihn auslaufen, diesen Film, den ich unbedingt sehen wollte. Ich wollte ihn unter keinen Umständen verpassen, und nun verpasse ich ihn, und ab morgen werde ich sagen, dass ich ihn verpasst habe, leider. Am Freitag schlage ich die Zeitung auf, suche das Kinoprogramm ab, und tatsächlich ist er nicht mehr da, verschwunden.

Und irgendwie, nicht nachvollziehbar, fühle ich mich erleichtert.

Sonntags morgens ziemlich früh, wenn die Stadt wie ausgestorben, still und wunderschön ist, gehe ich raus und streife durch die Gegend. Und jedes Mal laufen mir zwei oder drei von ihnen über den Weg, einmal sogar fünf. Manchmal auch nur eine. Keine nie.

Ich meine diese blassen Frauen, deren Schminke verschmiert ist, die elegante Kleidung und hohe Absätze tragen, das frühmorgendliche Gesicht gezeichnet von der schlaflosen Nacht und das Kleid vom Samstagabend noch verrutscht. Und sogar noch mit etwas Glänzendem auf Gesicht, Kleid oder Mantel. Manchmal muss ich etliche Viertel durchqueren, bis endlich Absätze zu hören sind oder eine Tür, die sich öffnet, und eine von ihnen taucht auf und kneift, vom Morgen geblendet, die Augen zu.

Nachdem sie die Nacht woanders verbracht hat, sucht sie nun ein Café, weiß aber nicht wo, um vor dem Nachhausegehen einen Cappuccino zu trinken.

Sie ist fehl am Platz, gehört noch zum Abend davor, passt überhaupt nicht in diesen Sonntagmorgen. Dennoch sieht sie fabelhaft aus, etwas blass und durcheinander, vor Müdigkeit leicht benommen. Erschöpft. Jedoch von einer sanften Zufriedenheit, die sich unter ihrem wirren Äußeren wie unter einem Teppich versteckt. Ich folge ihr ins Café und bestelle wie sie einen Cappuccino, bleibe auf Abstand, so, dass ich sie noch beobachten kann, ohne ein Wort zu verlieren, ohne die geringste Absicht, sie anzusprechen, ich beobachte einfach nur jede Bewegung, die Art, wie sie mit dem Löffel langsam im Kaffee rührt, während sie ins Leere starrt und gähnt und wie sie manchmal vergisst zu zahlen. Bis sie zum Ausgang geht und das Geräusch ihrer Absätze die Stille durchbricht. Sie öffnet die Tür und geht. Und erst jetzt ist der Moment, mit dem der gestrige Abend vorbei ist.

Ich gehe in ein Schuhgeschäft, weil ich im Schaufenster Schuhe gesehen habe, die mir gefallen. Ich zeige sie der Verkäuferin und nenne ihr meine Schuhgröße, 46. Sie kommt zurück und sagt: »Tut mir leid, Ihre Größe haben wir nicht.«

Dann fügt sie immer hinzu: »Aber 41 haben wir.«

Sie schaut mich an, schweigt und wartet auf eine Reaktion.

Nur ein einziges Mal würde ich gern erwidern: »Gut, dann geben Sie mir die in 41.«

Das Geräusch des Geschirrs, wenn es vom Kellner hinter der Theke achtlos ins Spülbecken geschmissen wird.

Die schnellen, mechanischen Handgriffe der Apotheker, wenn sie die Medikamente einpacken.

Ich reserviere mir rechtzeitig einen Platz im Zug. Am Bahnhof angekommen, steige ich nicht sofort ein. Ich warte ab. Ich schaue mir am Kiosk sämtliche Zeitschriften an und ziehe am Automaten eine Flasche Wasser. Kurz vor Abfahrt des Zuges, zwei oder drei Minuten vorher, steige ich schließlich in meinen Wagen. Hoffnungsvoll gehe ich an meinen Platz. Häufig erkenne ich es schon von weitem. Wenn er frei ist, verstaue ich oben das Gepäck und setze mich.

Enttäuscht.

Denn ich mag es, wenn sich jemand auf meinen Platz gesetzt hat, in der Hoffnung, dass ich nicht komme.

Ich weiß, dass die Person schon zimal auf die Uhr geschaut hat, ich weiß, dass sie jedes Mal, wenn jemand kam, gebangt hat, es könnte der sein, der Anspruch auf seinen Sitz erhebt, ich weiß, dass sie jedes Mal gespannt den Atem angehalten hat. Und ich weiß, dass sie jetzt, wenige Minuten vor Abfahrt, glaubt, es geschafft zu haben.

In diesem Moment komme ich.

Mit meinem unveräußerlichen Recht, sie von meinem Platz zu weisen. Ich, der noch bis vor ein paar Jahren Angst hatte, jemand könnte auf meinem Platz

sitzen, so unangenehm war es mir, ihn zu bitten aufzustehen, und so leid tat es mir. Heute, da ich ein Arsch geworden bin, freut es mich.

»Entschuldigen Sie, aber dieser Platz ist *eigentlich* besetzt.« Und ich zücke die Fahrkarte. Ich sage extra *eigentlich*, damit er noch eine Sekunde länger hoffen kann, ich würde hinzufügen: Aber das macht nichts.

Doch ich rühre mich nicht von der Stelle. Und er macht sich davon, gekränkt, fast als würde er abhauen, auf der Suche nach einem anderen Platz.

Totale auf den Schiffsbug und die vier im New Yorker Zoo geborenen und aufgewachsenen Pinguine, die es zum ersten Mal in ihrem Leben an den Rand der Antarktis geschafft haben und diese schweigend betrachten.

Am Ende sagt einer von ihnen: »Hier ist's ja voll ätzend!«

Und sie beschließen, nach Madagaskar zu fahren.

Der Tag, an dem die Winter- oder die Sommerzeit losgeht.

Weil man nie genau weiß, ob nun die Normalzeit anfängt oder aufhört. Und ob wir in der Nacht eine Stunde länger oder kürzer schlafen werden: Diese Frage ist die Ursache aufreibender Diskussionen, die über den Zeitpunkt hinausgehen, an dem die Uhrzeiger verstellt werden müssten, und die einem eventuell noch die zusätzliche Stunde Schlaf vereiteln. Denn es gibt immer jemanden, der, obwohl du es

ihm anhand von Zeichnungen auf einem Blatt erklärt hast, nicht zu überzeugen ist und der meint, es sei genau andersherum: dass wir nämlich eine Stunde länger schlafen können und nicht kürzer, wie alle behaupten (oder eine Stunde kürzer und nicht länger).

Wenn du gähnst oder sagst, du hättest Hunger oder seiest müde, wird dich immer einer darauf hinweisen, wie logisch das ist, denn es ist zwar zehn Uhr, aber es ist so, als wäre es elf; es ist zwei Uhr, aber eigentlich wäre es eins. Oder, wenn um sieben Uhr abends die Sonne noch hoch am Himmel steht, was dich ganz selig macht, weil nun endlich der Frühling gekommen ist, und du sagst: »Wie schön, dass die Tage wieder länger werden«, bekommst du zu hören, dass das so nicht stimmt, weil es zwar richtigerweise sieben Uhr, genaugenommen aber sechs ist und nur deshalb die Sonne noch so hoch steht.

Und das verdirbt dir die Laune.

Trotzdem ist es schön, wenn in der Zeitung auf der ersten Seite unten in der Ecke eine Uhr abgebildet ist mit der Unterschrift: Nicht vergessen, heute Nacht die Uhr eine Stunde vor (oder zurück) stellen. Und am nächsten Tag kannst du fragen: Habt ihr auch nicht vergessen, die Uhr eine Stunde vor (oder zurück) zu stellen?

Bevor ich die Wohnung verlasse, schalte ich kurz vor der Tür das letzte Licht aus. In den zwei Sekunden plötzlicher Dunkelheit suchen meine Hände blind nach der Tür, berühren sie und tasten sich zum

Schloss vor, genau an die Stelle, wo der Schlüssel hinein muss, dann endlich kann ich aufschließen, und von draußen kommt wieder Licht.

Und auch wenn ich nicht bei mir, sondern irgendwo anders aufwache, dieser Moment, wenn mir noch nicht klar ist, wo ich bin. Und auch dann, wenn es mir wieder einfällt.

Du fährst nie weg im Sommer. Tagsüber bleibst du zu Hause, und nachts streifst du durch die Stadt. Für dich ist das die schönste Zeit im Jahr. August. Mitte August. Eine Woche, höchstens zehn Tage, die perfekte Zeit. Alle fahren weg, und du bleibst hier. Das ist dein Urlaub ohne Urlaub.

Als hättest du einen Balkon mit Blick auf die gesamte Stadt und sähest zu, wie sie sich ab Juni immer mehr füllt, wenn man nachts eine Menge unternehmen kann und die Leute gar nicht mehr nach Hause wollen. Aber irgendwann merkst du auf einmal, dass da unten immer weniger los ist. Wenn du dich über den Balkon lehnen würdest, könntest du hören, wie sie sich verabschieden, ich fahre morgen, wir sehen uns, wenn ich wieder da bin. Langsam, aber sicher leert sich die Stadt. Mitte August sagst du deinem letzten Freund Auf Wiedersehen; und bist endlich allein.

Du nennst das: mein Urlaub ohne Urlaub. Du bist in einer Stadt fremder, halbnackter Menschen, die an jeder Ecke ein Foto machen, und das gefällt dir. Während der heißesten Stunden am Tag bleibst du drinnen, isst wenig, aber häufig, liest und schaut dir Filme an, die du vor Jahren aufgenommen hast. Vor dir liegt die Repubblica, aufgeschlagen auf der Seite »Sommer in Rom«, in die du ständig schaut.

Du willst heute Abend ausgehen. Bis fünf Uhr nachmittags hast du dich meistens für ein Gymkhana entschieden, das dich an drei verschiedene Orte bringt. Um sechs sind es zwei. Um acht einer. Und manchmal fährst du mit dem Mofa zur Arena, wo du eigentlich hinwolltest, hältst aber nicht an und fährst bis tief in die Nacht durch die Gegend.

Hin und wieder verbringst du massenhaft Zeit in halbleeren Supermärkten, wo du Unmengen von Speiseeis fürs Gefrierfach kaufst. Fast immer nimmst du das Auto (das du den Rest des Jahres nie benutzt), weil es so schön ist, irgendwohin zu fahren und sofort einen Parkplatz zu finden, und noch schöner, nach Hause zu kommen und die Wahl zwischen fünf oder sechs Parkplätzen zu haben. Den ganzen Tag lang weilst du in abgedunkelten Zimmern hinter halb offenen Fenstern und suchst dir ein Plätzchen, wo ein leichtes Lüftchen weht. Du läufst nackt durch die Wohnung und starrst stundenlang im Bett an die Decke. Vor allem nach dem Duschen. Du duschst ziemlich häufig. Du magst es, wenn die Zeit nicht vergeht und wenn du nicht weißt, was du tun sollst. Du langweilst dich sogar so gerne, dass du an manchen Tagen darüber nachdenkst wegzufahren, dass dir deine Freunde in den Sinn kommen, die alle woanders sind, und du überlegst, wie du den einen oder anderen erreichen könntest. Es gefällt dir, im Flur auf und ab zu gehen und zu überlegen, fahre ich oder fahre ich nicht. Obwohl du genau weißt, dass du niemals fahren wirst.

Immer wenn du ausgehst, egal wohin, läuft es darauf hinaus, dass du danach, mitten in der Nacht, noch lange Spaziergänge machst. Du lässt Mofa oder Auto irgendwo stehen und spazierst durchs Ghetto, über die Piazza Navona, zum Marsfeld. Während du läufst, begegnen dir Touristen, in deren Augen du nach einem Staunen suchst über das, was sie gerade sehen, und dir gefällt die Vorstellung, dass sie dich anschauen und denken, dass du hier lebst. Du läufst so lange, bis ringsum nur noch der Hall deiner Schritte zu hören ist. Oder du gehst nach Garbatella, durch ein paar Sträßchen im Trieste-Viertel, auf den Brücken hin und her. Zur Via Giulia. Oder durch die friedlichen, grünen Straßen in Monte Sacro. Nach San Saba.

Fast immer allein. Manchmal in Begleitung. Dann läufst du so lange, bis du nur noch deine Schritte und die deiner Begleitung hörst, die abwechselnd den Rhythmus vorgeben.

Normalerweise ist es jedes Mal so, dass du einen Großteil dieser leeren Zeit im August mit einer Person verbringst, die du kaum kennst und im Laufe des Jahres gar nicht oder nur einmal gesehen hast. Und die du, sobald diese Zeit vorbei ist, wieder nicht mehr sehen wirst.

Dieses Jahr hast du dich mit ihr getroffen. Du kanntest sie, hattest sie bei vielen Gelegenheiten schon gesehen. Das letzte Mal im Juli abends auf einer Party, auf der du dich, wie du jetzt behauptest, während ihr durch die Nacht spaziert, mit ihr unterhalten hast, den ganzen Abend lang. Sie behauptet, du hättest

dich mit ihr unterhalten und dann auf einmal aufgehört, um mit einer Frau aus Israel zu sprechen, die in Rom einen Dokumentarfilm drehen wollte. Du erinnerst dich zwar an die israelische Frau, aber dir kommt es nicht so vor, als ob – nun ja. Dann fällt dir ein, dass ihr an jenem Abend einer ihrer Freunde tief in die Augen geschaut und gesagt hat: »Wir haben uns schon mal irgendwann geküsst, stimmt's?« Sie hat ja gesagt. Dass dir das nie wieder aus dem Kopf gehen würde, war dir sofort klar, allerdings nicht, warum.

Du triffst dich mit ihr bei einem Konzert. Vorher geht ihr ein Bier trinken. Sie erzählt dir, dass sie nicht wegfährt, weil Rom wie im August nie ist. Du sagst nicht, dass du genauso denkst, weil dir das doof vorkommt. Du hältst den Mund. Aber dir ist klar, dass du diesen Stadturlaub mit ihr verbringen wirst. Du gehst jeden Abend mit ihr aus. Diese eine Woche, höchstens zehn Tage. Bis irgendjemand wieder da ist und dich oder sie zurückholt. In das Rom, wie es vorher war oder hinterher sein wird. Nicht in dieses.

Wir haben uns schon mal irgendwann geküsst, stimmt's?, hatte dieser eine Freund von ihr gesagt.

Sie ruft dich jeden Abend gegen halb sieben an. Was ihr vorher gemacht habt, erzählt ihr euch nicht, außer abends trifft ihr euch nie. Ihr diskutiert eine Ewigkeit, was ihr machen wollt. Kino, Konzert, Pizza, zum Inder. Sobald ihr euch einig geworden seid, macht einer wieder einen neuen Vorschlag. Ihr mögt

es gern kompliziert. Erst geht ihr irgendwohin. Dann steigt ihr ins Auto oder aufs Mofa, das ihr am Rand eines Stadtviertels abstellt, und geht bis irre spät spazieren. Ihr unterhaltet euch. Häufig esst ihr ein Eis. Sie ist zwar bei dir, aber gleichzeitig auch bei ihren Freunden, obwohl sie alle weg sind. Unentwegt schickt und erhält sie SMS-Nachrichten. Sie hört nicht auf zu gehen, zu sprechen oder zuzuhören, während sie SMS verschickt oder liest, und sie hört nicht auf, SMS zu verschicken, während sie geht, spricht oder zuhört. Manchmal lacht sie, und während du noch denkst, dass du gar nichts Lustiges erzählt hast, merkst du, dass sie wegen einer SMS lacht. Das stört dich überhaupt nicht, im Gegenteil, du freust dich.

Dann begleitest du sie nach Hause. Durch die Haustür geht ihr in den obersten Stock – du kommst außer Atem, sie nicht. Ihr bleibt vor der Wohnungstür stehen und unterhaltet euch noch lange. In der zweiten oder dritten Nacht, genau weißt du es nicht mehr, küsst ihr euch. Kaum seid ihr fertig mit Küssen, wünschst du ihr eine gute Nacht und rast so frenetisch die Treppen hinunter, wie man eben Treppen hinunterrast, wenn man sich gerade geküsst hat.

So verlaufen alle Tage. Telefongespräch. Was machen wir. Diskussion. Entscheidung. Rausgehen. Spaziergang. SMS. Das Treppenhaus. Vor ihrer Tür, sie schaltet das Handy aus. Und ihr küsst euch. Alle Tage verlaufen so, nur dass du den ganzen Tag Lust hast, sie zu küssen. Ihr küsst euch jede Nacht ziemlich lang, herein bittet sie dich nicht, und das willst du auch nicht, du willst da im Hausflur stehen, in

dieser fahlen Treppenhausbeleuchtung, in absoluter Stille und mit extralangen Küssen, die du besonders magst. Du traust dich nicht zu fragen, hoffst aber, dass es ihr auch so geht. Es scheint so. Ihr verliert kein Wort, bezüglich der Küsse. Jede Nacht kommt ihr oben im Treppenhaus an, du außer Atem und sie nicht, und wisst wieder etwas mehr voneinander. Ihr habt euch eine Menge erzählt, vorher. Dann fangt ihr an, euch zu küssen, und redet nicht mehr. Ihr küsst euch nur noch, lange und immer wieder, danach rast du frenetisch die Treppen hinunter.

An einem Abend lädt sie dich zu sich zum Essen ein, ihr esst, trinkt, plaudert und hört bis spät in die Nacht Musik. Dann geht ihr in den Hausflur, und erst dort küsst ihr euch. Lange und immer wieder.

Eines Tages ruft sie dich um halb sieben an. Du bist bereit, alles zu geben, damit ihr etwas unternimmt, worauf sie keine Lust hat. Das ist euer Spiel. Du bist bereit. Ihre Stimme klingt natürlicher und ungezwungener als sonst, und du merkst, dass sie alles andere als natürlich oder ungezwungen ist. Also wartest du ab und lässt sie sagen, was sie sagen muss. Sie sagt es. Da wäre noch eine Freundin, heute Abend, die, von der sie dir so viel erzählt hat. Sie ist wieder da. Sie kommt mit, erklärt sie. Du drehst dich zur Wand, wo der Kalender hängt. Du überlegst, welches Datum wir haben, und nach einer Weile fällt es dir endlich ein. Vielleicht wirst du auch angerufen, nachdem du aufgelegt hast. Sicherlich ist irgendwer wie-